

**Rezension zu: Angelika Linke / Juliane Schröter (Hg.):
Sprache und Beziehung. Berlin/Boston: de Gruyter 2017**

Oliver Winkler

Wenn man einem fünfjährigen Kind die Frage *Was ist Sprache?* stellt, erhält man möglicherweise eine Antwort des Typs *Sprache ist Deutsch* oder *Sprache ist Reden*; eventuell signalisiert das Kind auch durch einen Blick, dass es die Frage nicht versteht oder nicht angemessen findet. Noch schwieriger dürfte es sein, auf die Frage *Was ist Beziehung?* eine (passende) Antwort zu erhalten. Gleichzeitig zeigt sich: Um die Frage zu stellen, sind wir bereits auf Sprache angewiesen und wir *gestalten auch Beziehung*, was sich unter anderem an einem kritischen Blick des Kindes, einer bestimmten Intonation in der Äußerung der fragenden Person etc. zeigt. Das heißt, Sprache und Beziehung sind fundamentale Wesensmerkmale menschlichen Verhaltens. Wir verwenden Sprache und gestalten Beziehung zu anderen Menschen, ohne verstehen zu müssen, was hinter den alltagssprachlichen oder wissenschaftlichen Konzepten von Sprache und Beziehung steht. Das gilt nicht nur in Alltagssituationen, sondern auch in der Wissenschaftskommunikation. Auch eine wissenschaftliche Abhandlung *gestaltet* Beziehung, indem sie sich an einen bestimmten Leserkreis richtet, sich diskursiv in eine Community einbringt, indem sie beschreibt, argumentiert, bewertet und damit Gegenstände und Sachverhalte, seltener Personen *in Beziehung* zueinander setzt. So verhält es sich auch mit dem von Angelika Linke und Juliane Schröter herausgegebenen Sammelband *Sprache und Beziehung*, der sich zum Ziel gesetzt hat, genau diese fundamentalen Wesensmerkmale von Kommunikation auf der wissenschaftlichen Metaebene der Linguistik zu beschreiben. Der Beziehungsaspekt als fundamentale Eigenschaft von Sprache und Kommunikation ist kein neuer Fokus in der Linguistik. Spätestens seit dem weit über die Psychologie und Linguistik hinaus bekannt gewordenen Werk "Menschliche Kommunikation" von Watzlawick/Beavin/Jackson (2000 [1967]) hat der Beziehungsaspekt einen besonderen Stellenwert innerhalb der linguistischen Pragmatik (z.B. Holly 1979; Holly 2001; Sager 1981; Adamzik 1984). Während man vom Anspruch einer sprechakttheoretischen Verankerung des Beziehungsaspekts längst abgekommen zu sein scheint, sind es heute zu einem großen Teil konversations- und gesprächsanalytische Studien, die sich dem Aspekt der Beziehungsgestaltung aus unterschiedlicher Perspektive und mit mehr oder weniger explizitem Bezug auf ein linguistisches Beziehungskonzept widmen. Dabei wäre nicht nur das große Forschungsfeld der Konfliktkommunikation (z.B. Gruber 1996; Günthner 2000; Stewart/Maxwell 2010), der interkulturellen Kommunikation (z.B. Kotthoff/Spencer-Oatey 2008; Jackson 2012), sondern auch etwa das Feld der Gesundheitskommunikation und der linguistischen Erforschung von Coaching, Beratung und Psychotherapie zu nennen (z.B. Peräkylä/Antaki/Vehviläinen/Leudar 2008; Pick 2017). Gerade bei letzterem ist der Beziehungsaspekt häufig sowohl konstitutives Merkmal des Gesprächsprozesses – die Beziehungsgestaltung zwischen BeraterIn/Coach/TherapeutIn und KlientIn – als auch der Gegenstand, *über* den gesprochen wird.¹

¹ Dies ist freilich auch bei vielen Formen von Konfliktgesprächen der Fall.

Der Vielschichtigkeit und prinzipiellen Offenheit der Konzepte *Sprache* und *Beziehung* begegnen die Herausgeberinnen in ihrem einleitenden Beitrag *Sprache in Beziehungen – Beziehungen in Sprache* mit dem Konzept der "sprachlichen Relationalität" (5). Sprache und Beziehung stehen – das zeigt sich auch schon im Titel des Beitrags – in einem reziproken Verhältnis zueinander: "Zwischenmenschliche Beziehungen formen unsere Sprache und unseren Sprachgebrauch, und diese wiederum gestalten unsere Beziehungen" (3). Aus diesem reziproken Verhältnis leiten die Herausgeberinnen zwei zueinander gegensätzliche Untersuchungsperspektiven ab: "Zum einen lässt sich von einem *realistisch orientierten* Standpunkt aus danach fragen, wie sich Sprache in Beziehungen ausprägt [...] Zum anderen lässt sich von einem *konstruktivistisch ausgerichteten* Standpunkt gegenläufig zur erstgenannten Perspektive danach fragen, wie *Beziehungen in Sprache* (aus-)gebildet werden" (16). Beide Perspektiven können zudem laut den Herausgeberinnen auf einer "*individuellen Ebene* der konkreten Beziehung" sowie auf der "*kulturellen Ebene* von Beziehungstypen und sprachlich-kommunikativen Regularitäten bzw. Mustern" (16) manifest werden.

Diese Untersuchungsperspektiven decken im Wesentlichen auch das Spektrum der im Band enthaltenen 16 Beiträge ab, die im Folgenden diskutiert werden sollen. Die Beiträge sind im Band aufgeteilt in solche, die sich sprachlicher Relationalität aus einer synchronen Perspektive und solchen, die sich sprachlicher Relationalität aus einer historisch-diachronen Perspektive annähern. Letztere decken einen deutlich größeren Teil des Bandes ab. Die Erläuterung und Diskussion der einzelnen Beiträge folgen diesem Aufbau, da eine Gliederung in thematischer oder methodischer Hinsicht zwar reizvoll wäre, aufgrund der vielfältigen Fragestellungen und Vorgehensweisen in den einzelnen Studien jedoch kaum zu erfüllen ist.

Der Band beginnt mit dem Beitrag von Horst J. Simon *Welche menschlichen Beziehungen sind in den Sprachen strukturell relevant*, der untersucht, wie Beziehung auf sprachstruktureller Ebene markiert wird. Dabei orientiert sich Simon nicht an einer bestimmten Sprache oder Sprachfamilie, sondern beleuchtet unterschiedliche Aspekte der strukturellen und grammatischen Verankerung von Beziehung in verschiedenen Sprachen dieser Welt. Simon unterscheidet zwei Ebenen von sprachsystematischen Beziehungsmerkmalen: Die erste Ebene bezieht sich auf strukturelle Bedingungen des Sprechakts (Sprecher, Äußerung, Adressat, Unbeteiligter), die in den grammatischen Personen (1. Person, 2. Person, 3. Person) manifest werden. Als Beispiel für die erste Ebene führt Simon unter anderem die grammatische Kategorie der "Clusivity" an, die beschreibt, in welchem Ausmaß eine Sprecherbezeichnung den Adressaten in- oder exkludiert. Die zweite Ebene bezieht sich laut Simon auf die nicht äußerungsstrukturelle, sondern soziale Beziehung zwischen Sprecher und Referent, die vor allem in Anredeformen und überhaupt pronominalen Formen zum Ausdruck kommen. Als häufige und auffallende Beziehungsmerkmale führt Simon das "relative Alter von Sprecher und Adressat" (39) sowie das damit verknüpfte Merkmal von Verwandtschaftsbezeichnungen an, die, so Simon, nicht nur im wortwörtlichen Sinne verwendet werden, sondern in vielen Sprachen auch im übertragenen Sinne als Ausdruck von Höflichkeit eingesetzt werden. Die Betrachtungen konzentrieren sich stark auf den Aspekt der Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen, die in vielen Sprachen sprachstrukturelle Muster aufweisen. Als Beispiel wird unter anderem die Kate-

gorie der Angeheiratetheit beschrieben, die etwa durch das grammatische Phänomen der Femininmovierung zum Ausdruck kommt (z.B. Bezeichnung *Apothekerin* als die Frau des Apothekers, vgl. 42). Der Beitrag bietet einige interessante Beobachtungen, die aufzeigen, dass ein stärker sprachsystematischer und sprachkontrastiver Blick auf Relationalität gewinnbringend sein kann.

Christa Dürscheid untersucht in ihrem Aufsatz *Beziehungsanbahnung im Netz. Text, Bild und Gatekeeping* die verschiedenen medial bedingten Faktoren, die bei einer wechselseitigen Erst-Kontaktaufnahme über Onlineforen wirksam werden. Des Weiteren interessiert sie sich für die sprachlichen Mittel, mit denen Erstkontaktaufnahmen im Online-Bereich gestaltet werden und stellt die Frage, in welchem Verhältnis diese zu herkömmlichen Formen der sogenannten *Courtship-Kommunikation* in Face-to-Face-Situationen stehen. Den Selektionsprozess, bei dem eine kontaktsuchende Person aufgrund der ihr zur Verfügung stehenden Text- und Bildinformationen ihre Ziele für Erst-Kontaktaufnahmen auswählen kann, beschreibt Dürscheid mit dem aus der Publizistik stammenden Begriff des *Gatekeepings*. Dieser kann, so die Autorin, auch auf den Bereich der Online-Kommunikation übertragen werden. Dürscheid hält jedoch fest, dass es sich bei der Beziehungsanbahnung über Plattformen wie Parship um eine spezifische Form der Courtship-Kommunikation handelt, da die Personen – anders als in herkömmlichen Kontaktanzeigen – sowohl "Werbende (auf ihren Profilseiten) und Umworbene (als Leser der Profilseiten anderer)" sind (52). Im Weiteren legt sie den Fokus auf die Mechanismen der Courtship-Kommunikation. Basierend auf den Ergebnissen eines abgeschlossenen DFG-Projekts zur Flirt-Kommunikation zeigt Dürscheid auf, dass zwischen der untersuchten Flirt-Kommunikation und den Erstkontaktaufnahmen auf dem Portal Parallelen (z.B. das Bemühen um eine positive Selbstdarstellung und Strategien des Evozierens von Sympathie), aber auch wesentliche Unterschiede bestehen, vor allem, weil imaginäre Personen angesprochen werden und somit interaktionale Handlungsphasen wie 'gegenseitiges Kennenlernen' in dieser Kontaktaufnahmephase ausbleiben. In einem letzten Schritt fragt Dürscheid nach der Rolle der Sprache und der sprachlichen Qualität als Entscheidungskriterium für die Selektion von Kontakten. Dabei stellt sie die Hypothese auf, dass das "Schreiben (und damit auch die Orthographie) eine zentrale Funktion ein[nehmen]" (64) und somit Personen bei der Erstellung ihres Profils entsprechend auf eine korrekte Sprache achten würden. Anhand von Beiträgen im Diskussionsforum auf Parship kann Dürscheid zeigen, dass die korrekte Sprache aus Sicht zumindest einiger NutzerInnen bei der Auswahl eines Kontakts von Bedeutung zu sein scheint. Um hier aber zu besser abgestützten Aussagen zu den implizit oder explizit vorliegenden sprachlichen und stilistischen Erwartungen und Normen zu gelangen, wären empirisch breiter angelegte Untersuchungen notwendig.

Empirisch breit angelegt ist die Studie von Nicole Müller und Joachim Scharloth, *Beziehung und Scripted Narrative. Erzählungen vom 'Ersten Mal'*, in welcher anhand eines Korpus von rund 5000 Geschichten über das 'Erste Mal' kulturelle Muster des Erzählens rekonstruiert und analysiert werden. Als theoretische Basis ihrer Analyse ziehen sie Ansätze der verstehenden Soziologie heran (Max Weber, Clifford Geertz) und zeigen auf, dass Sexualität als Teil eines weiten Felds sozialen Handelns und damit als "ein zutiefst von Symbolsystemen durchzogenes Handlungsfeld" (75) zu verstehen ist. Sexualität ist damit nicht ein rein individuell

psychisch und physisch erlebbares, sondern in erster Linie kulturelles Phänomen, das bestimmten Normen, Regeln und kulturellen Deutungsmustern unterliegt. Nur vor diesem kulturellen Hintergrund lässt sich Sexualität und sexuelle Handlungsweisen aus Sicht der Beteiligten überhaupt angemessen praktizieren und wechselseitig interpretieren, so die AutorInnen. Als ein zentrales Mittel für die wechselseitige Herstellung sozialer Ordnung und das wechselseitige Verständnis und Steuern von Handlungen und Erwartungen sehen die AutorInnen das sogenannte *social scripting*, das sie dann in Anlehnung an die Studien von John Gagnon als *sexual scripting* bezeichnen. Hier liegt auch die Verknüpfung zu den Erzählmustern, da sich in den Erzählungen Elemente des *sexual scriptings* nicht nur zeigen, sondern dass die Erzählenden durch ihre Erzählung den Ereignissen neuen Sinn zuweisen und durch die Verkettung einzelner Elemente einen sinnstiftenden Aufbau erzeugen. Es handelt sich nach Nicole Müller und Joachim Scharloth hier also um eine Form des *doing scripting*, dessen Musterhaftigkeit anhand des Korpus beschrieben werden soll.

Um solche Skripte im Korpus zu ermitteln, verwenden die AutorInnen Wortformen-n-Gramme und teilen zudem die Erzählungen in Abschnitte (Exposition, Komplikation, Lösung, Evaluation und Coda) auf, um danach herauszufinden, welche n-Gramme in welchen Abschnitten besonders häufig auftreten. Anhand dieser Analyse kann gezeigt werden, dass einzelne Abschnitte wie z.B. die Beschreibung des sexuellen Aktes in höherem Maße stereotypisierte Muster an Wortverbindungen enthalten als andere Teile der Erzählung. Anhand der Distribution können auch geschlechterspezifische Differenzen aufgezeigt werden. So schildern Männer tendenziell den Austausch von Blicken zu Beginn einer Erzählung, Frauen jedoch am Schluss, worin die AutorInnen einen Hinweis darauf sehen, dass für die Frauen erst mit dem Geschlechtsakt eine "Intensivierung der Beziehung" (87) stattfindet, während diese aus Sicht der Männer bereits durch den Blickkontakt und das gegenseitige Einverständnis zum Geschlechtsakt schon zu Beginn vollzogen werde. Da nicht nur Muster-Rekurrenzen, sondern vor allem auch die Verkettung von Mustern interessiert, verwenden die AutorInnen im Folgenden die Kollokationsanalyse, um Vernetzungen einzelner n-Gramme und Knotenpunkte in vertikaler Hinsicht zu ermitteln. Dabei bestätigt sich der zuvor postulierte symbolische und interaktionale Charakter von Sexualität, der sich in den besonders starken Vernetzungen bei den Themen Blickkontakt, gemeinsames Einverständnis und Dauer der Beziehung zeigt.

Auch Damaris Nübling legt den Fokus auf intime soziale Beziehungen, wenn sie in ihrem Beitrag *Beziehung überschreibt Geschlecht. Zum Genderindex von Ruf- und Kosenamen* den Gebrauch von Spitznamen untersucht. Dabei geht sie der Frage der Gendermarkierung von Kosenamen nach, die sie zusammen mit Spottnamen als Unterkategorien von Spitznamen zusammenfasst. Spitznamen dienen nicht der Identifikation einer Person, vielmehr wird durch ihren Gebrauch, so Nübling, eine "spezifische Nähebeziehung (sei sie freundschaftlich oder sei sie übergriffig) zwischen NamenverwenderIn und NamenträgerIn" (101) etabliert. Die Bezeichnung einer anderen Person mit einem Spitznamen sei immer auch mit einer Definitionshoheit über diese Beziehung verbunden. Für die nähere Analyse der Gendermarkierung von Kosenamen wird auf eine Befragung von 2.200 SchülerInnen in der DDR zurückgegriffen, in der die SchülerInnen über den Gebrauch von Kosenamen Auskunft gaben. Der anhand des Korpus ermittelte Genderindex

zeigt eine deutliche Genderdifferenz in Bezug auf männliche und weibliche Rufnamen. Gleichzeitig weist der Vergleich der Kosenamen von Jungen und Mädchen laut Nübling eine "gravierende Gendernivellierung" (110) um ein Drittel auf. Dies zeigt, dass bei der Verwendung von Kosenamen die Gendermarkierung bedeutend geringer ist als bei Rufnamen. Laut Nübling ist gerade die Genderdifferenzierung bei Kosenamen nicht nötig. Während Gendering vor allem in der Beziehungsanbahnung eingesetzt werde, sei es in einer intimen Beziehung hinderlich und verstelle den Blick auf das Individuum.

Ebenfalls mit Formen der Anrede in einer kulturvergleichenden Studie deutscher und chinesischer SMS-Interaktionen beschäftigen sich Susanne Günthner und Qiang Zhu in ihrem Artikel *Anredeformen im Kulturvergleich. Verwandtschaftsbezeichnungen als Mittel der kommunikativen Konstruktion sozialer Beziehungen in chinesischen und deutschen SMS-Interaktionen*. Grundlage Ihrer Untersuchung bildet ein umfangreiches Korpus mit über 1000 chinesischen und 600 deutschen SMS-Interaktionen. Auch sie gehen von der Annahme aus, dass mit der Verwendung von Anredeformen und Adressierungen soziale Beziehungskonstitution erfolgt und beschreibbar wird. Zugleich nehmen die AutorInnen eine kulturwissenschaftliche Perspektive ein, indem sie aufzeigen, dass in Anredeverhalten zugleich kulturelle Praktiken wirksam werden. Anhand der beiden Datenkorpora wird nachgewiesen, dass sowohl in den deutschen als auch chinesischen Interaktionen Verwandtschaftsbezeichnungen wie *Mama*, *Onkel* oder *Oma* häufig auftreten. Allerdings zeigt sich, dass im deutschen Korpus vor allem Kinder ihre Eltern oder Großeltern mit solchen Verwandtschaftstermini adressieren, während im umgekehrten Fall das Anreden der Kinder durch die Eltern mit z.B. *meine Tochter* seltener auftritt und ein markierter Fall bedeutet, der, laut den AutorInnen, eher auf eine "spielerisch-spaßhaft[e]" (144) Kodierung von Rollenbezeichnungen verweist. Anders sieht es im chinesischen Korpus aus, wo sich die Verwendung der Verwandtschaftsbezeichnung als vielfältiger und in ihrer beziehungskonstituierenden Funktion als verbindlicher erweisen. Mit der Bezeichnung der Beziehung werden auch bestimmte Pflichten und Verantwortlichkeiten angezeigt, welche sich laut den Autorinnen auf die konfuzianistische Tradition zurückführen lässt: "Die moralisch korrekte Beziehungskonstitution trägt zur Herstellung einer harmonischen sozialen Ordnung in der Gesellschaft bei" (132). Der konsequentere und auch vielseitigere Gebrauch der Verwandtschaftstermini wird dann anhand einschlägiger Beispiele aus den chinesischen Interaktionen aufgezeigt. Während die angeführten Beispiele die Parallelen und kulturellen Unterschiede plausibel aufzeigen, bleibt das Ausmaß der Beobachtungen in quantitativer Hinsicht unklar. So wird nicht offengelegt, wie häufig Verwandtschaftsbezeichnungen als Anredeform in den beiden Korpora auftreten und in welchem Verhältnis die festgestellten Differenzen zur Gesamtanzahl der ermittelten Anreden steht.

Anja Stukenbrock und Cornelia Bahr analysieren in ihrem Beitrag *Zur kommunikativen Leistung des generischen "du"-Gebrauchs in der sozialen Interaktion* den Gebrauch des generischen *du* in grammatischer und interaktional-funktionaler Hinsicht. Die Autorinnen weisen ihre Arbeit als eine in der Konversationsanalyse und Interaktionslinguistik verortete Pilotstudie aus, die sich auf ein Korpus von audio- und audiovisuell aufgezeichneten Gesprächen verschiedener Gesprächsarten und -domänen bezieht. Die Autorinnen zeigen in einem ersten Schritt die

drei verschiedenen Verwendungsweisen des Personalpronomens der zweiten Person Singular auf, wobei sie einen deiktischen, deiktisch-gestischen und einen generischen Gebrauch unterscheiden. Das deiktische *du* erfüllt die klassische Funktion eines Anredepronomens, mit dem ein Adressat angesprochen wird. Das deiktisch-gestische hat die gleiche Funktion, wird aber durch eine Geste unterstützt. Diesen beiden Verwendungsformen steht das generische *du* gegenüber, das gerade nicht die Funktion eines Anredepronomens übernimmt, sondern generalisierend ist und auf eine zwischen Sprecher und Hörer geteilte gemeinsame Erfahrung verweist, so die Autorinnen. Basierend auf dieser Differenzierung stellen die Autorinnen die Hypothese auf, dass die Verwendung des generischen *du* nicht nur der generalisierten Darstellung reziprok geteilten Erfahrungswissens diene, sondern dass "die Sprecherin über die Generalisierung hinaus zugleich eine diese Generalisierung zwar nicht außer Kraft setzende, aber im Hier-und-Jetzt von ihren Adressaten interaktiv zu bekräftigende Personalisierung verfolgt, indem sie ihre Interaktionspartner in die Argumentation involviert und sie dazu mobilisiert, ihre Perspektive und Bewertung zu teilen" (153). Die Hypothese, dass mit dem generischen *du* nicht einfach generalisiert wird, sondern zugleich auch eine Affiliation von Seiten des Adressaten gewissermaßen erwartbar gemacht wird, ist interessant. So zeigen die angeführten Sequenzen, über welche differenzierten Mittel Sprecher verfügen, um Beziehungen interaktional zu gestalten. Aufgrund der letztlich doch geringen Anzahl an Belegen bleibt offen, welcher Status den Einzelbefunden zukommt und wie eine vertiefte und empirisch umfangreichere Analyse dieses Phänomens aussehen könnte.

Den ersten Beitrag des historischen Teils des Sammelbandes leitet Hans-Peter Schifferle mit seinem Artikel *Helvetische Beziehungen? Gschpäändli, Koleege, Fründ. Beziehungsbezeichnungen im Schweizerdeutschen* ein. Darin untersucht er den Gebrauch der drei Nomen *Gschpäändli*, *Koleege* und *Fründ* im Schweizerdeutschen sowie deren standardsprachlichen Entsprechungen. Die Diminutivform *Gschpäändli* erscheint laut Schifferle erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts und zunächst bezieht sich der Gebrauch lediglich auf Kinder, Tiere und kleine Pflanzen. Während in diesen Belegen immer auch die nicht-diminuierte Form eingetragen ist, zeigen laut Schifferle weiterführende Recherchen im Internet und Personenbefragungen, dass in neuerer Zeit im Schweizerdeutschen häufig nur noch die Diminutivform *Gschpäändli* geläufig ist, nicht aber der zugrundeliegende Ausdruck *Gschpaane*. Weiter stellt Schifferle fest, dass der Gebrauch von *Gschpäändli* vor allem in der Textsorte Online-Anzeige aufzufinden ist, wobei sich das Nomen vor allem auf Partner für Wohnen und Freizeit bezieht und somit in seiner Bedeutung immer auch eine positive Wertung impliziert. Ein weiterer Befund ist, dass die Verwendung von *Gschpäändli* eindeutig mundartlich ist und somit in der deutschen Standardsprache keine Entsprechung hat. Für das zweite Nomen *Koleege* gibt es im Standarddeutschen die Entsprechung *Kollege*. Schifferle zeigt dabei den Bedeutungsunterschied zwischen dem schweizerdeutschen, dialektalen *Koleege* und dem standarddeutschen *Kollege* auf. Während *Koleege* im Schweizerdeutschen nicht nur im Sinne von 'Arbeitspartner', sondern auch im Sinne von 'guter Freund' verwendet wird, ist der Bedeutungsaspekt der Freundschaft in standardsprachlichen Wörterbüchern des Deutschen laut Schifferle hingegen kaum zu finden. Anhand eines Oral-History-Textkorpus mit insgesamt 16 Interviews (8 Frauen und 8 Männer) legt Schifferle dar, dass der Gebrauch des

dritten Nomens *Fründ* geschlechterspezifische Ausprägung hat, da die interviewten Frauen zur Beziehungsbezeichnung 'befreundete Person' häufig auf das Substantiv *Fründin* zurückgreifen, während dies bei den Männern deshalb gemieden wird, weil mit *Fründ* im Schweizerdeutschen auch eine intime Relation gemeint sein kann. Die männlichen Probanden weichen daher auf das vorher beschriebene Nomen *Kolleg* aus, um die freundschaftliche Beziehung von einer intim-sexuellen Beziehung abzugrenzen.

Ebenfalls um das Konzept der Freundschaft geht es in der textanalytischen Arbeit von Dessislava Stoeva-Holm mit dem Titel *Formelhafter Sprachgebrauch im Dienste der Freundschaft am Beispiel von Poesiealben des 20. Jahrhunderts*. Untersucht werden 16 Poesiealben von Kindern und Jugendlichen (14 Mädchen, 2 Jungen). Anhand einer Gesamtzahl von 582 Einträgen werden zentrale Merkmale des Textmusters Poesiealbum-Eintrag beschrieben. Laut der Autorin lassen sich nebst ausschmückenden Elementen drei Hauptbausteine anführen, welche den prototypischen Eintrag in das Poesiealbum ausmachen: einen sogenannten Reproduziertext, eine Widmung mit Namen und eine Datierung. Generell kennzeichnen sich die Textbausteine laut Stoeva-Holm durch einen hohen Grad an Formelhaftigkeit, die sich gerade im Reproduziertext zeigt. Dabei greifen Kinder in den meisten Fällen auf Reimformen zurück, wobei mit lediglich zwei ermittelten Versformen (Drei- und Vierheber) der stark reduzierte und rituelle Charakter des Textmusters zu Tage tritt. Dennoch sieht die Autorin in diesen Einträgen die Erfüllung einer persönlichen Funktion der Zuwendung und Konstitution sozialer Beziehung. Die formelhaften Einträge, die dennoch thematisch variiert werden, haben laut Stoeva-Holm auch die Funktion, "an der Erwachsenenwelt teilzuhaben und als 'erwachsene' Autoritäten aufzutreten" (229). Anhand des Bausteins der Anrede und Widmung wird auch deutlich, dass das Textmuster trotz der relativ starren Form historischen Veränderungen unterliegt, da z.B. Anreden und damit die stärkere Personalisierung der Einträge als Mittel der freundschaftlichen Beziehungskonstitution laut Stoeve-Holm erst ab den 80er Jahren zu erkennen sind. Aus Sicht einer historisch-kulturellen Textwissenschaft scheint das untersuchte Material damit wertvoll, weil die Texte nebst sprachlichen Auffälligkeiten auch kulturelles Wissen über Formen und Konzepte der Beziehungsgestaltung überliefert.

Dass Beziehung zwischen Menschen immer abhängig vom jeweiligen Umfeld ist und mitunter durch das herrschende politische System beeinflusst und gesteuert wird, zeigt Jörg Riecke in seinem Beitrag *Überlegungen zu "Sprache und Beziehung" unter den Bedingungen einer Diktatur*. Ausgangspunkt ist Rieckes Überlegung, dass "alle mündlichen und schriftlichen Äußerungen, sobald sie über die Dritten verschlossenen engeren privaten Verhältnisse hinausgehen, immer den Staat und seine Repräsentanten als potentielle Hörer und Leser miteinschließen" (236). Die Relation zwischen Individuum und Staat kann nach Riecke in verschiedene Typen unterteilt werden. Als wichtigste Gruppe bezeichnet Riecke das Verhältnis vom Typ "Individuum → Individuum → (Staat)", bei dem sich eine Person an eine oder mehrere andere Personen wendet und dabei den "den Staat und seine Funktionsträger als Rezipienten gewollt oder ungewollt zwangsläufig immer mit ein[schließt]" (243). Als Beispiel dieses Typs zieht Riecke die Textsorte Traueranzeigen heran. Diese geben zwar den Verlust eines Mitmenschen bekannt, aber unter den Bedingungen einer Diktatur schließen sie immer auch den

Staat mit ein, so Riecke. Anhand von Tagebucheinträgen von Victor Klemperer und Friedrich Kellner zeigt Riecke auf, dass schon während der Kriegszeit das Potenzial von Traueranzeigen als Abbild der Beziehung und zugleich als Mittel für die Beziehungsgestaltung zwischen Individuum und Staat erkannt wurde. Anhand der Überlegungen von Klemperer und Kellner erläutert Riecke, wie anhand einzelner Formulierungen in den Traueranzeigen das Verhältnis zwischen dem Individuum als Absender der Anzeige und dem Staat zum Ausdruck gebracht wird. Dabei werden sowohl sprachliche Mittel der Herstellung von Distanz und Abgrenzung zwischen Individuum und Staat als auch Mittel der Nähe zum Nationalsozialismus erkennbar.

Nähe und Distanz sind auch in Britt-Marie Schusters Artikel *Sprache im Dienste der Gemeinschaft. Zu einer "Sprache des Engagements"* die theoretischen Fokuspunkte. Sie untersucht die sprachliche Herstellung von Gemeinschaft anhand von Fahrtenberichten, die im Kontext der deutschen Jugendbewegung (1920 - 1933) verfasst wurden. Anhand eines einzelnen Fahrtenbuchs einer weiblichen Verfasserin beleuchtet sie verschiedene sprachliche Ebenen (Grammatik, Lexik, Pragmatik), auf denen Kollektivität und soziale Identität sprachlich konstituiert werden. In Anlehnung an Goffmans Theorien zur sozialen Ordnung ermittelt Schuster drei Elemente, die den spezifischen sozialen Stil der Fahrtenberichte kennzeichnet, nämlich die Herstellung "einer sozialen Identität (der Verfasserin)", das "Repräsentieren und Positionieren der Verfasserin und anderer Gruppenmitglieder" sowie die "Imagepflege und die Imagegefährdung" (268f.).

Auf der Ebene der Herstellung sozialer Identität fällt unter anderem die Vermeidung von Personalisierung auf, die etwa durch den klaren Vorzug der inklusiven Wir-Form zugunsten der Ich-Form zu Tage tritt. Aber auch spezifischer Wortschatz und Grußformeln weisen auf die soziale Identität hin, so Schuster. Bei der Identifikation und Positionierung wird gezeigt, dass häufig auf Passivkonstruktionen zurückgegriffen wird und so vermieden wird, einzelne Handelnde zu identifizieren und aus der Gemeinschaft hervorzuheben. Auch auf der Ebene der Imagepflege und Imagegefährdung fällt auf, dass individuelle Präferenzen und Beziehungen kaum zum Vorschein kommen, sondern auch hier die Gleichwertigkeit und die Gemeinschaft dominieren. Schuster weist in diesem Zusammenhang auf die erkennbaren spezifischen Ausdrücke von Ironie hin, mit denen zuweilen auch eine klare Abgrenzung der jugendlichen Gemeinschaft zu elterlich-bürgerlichen Normen ermöglicht wird.

Juliane Schröter setzt sich in ihrem Beitrag *Grüßen und Gruppieren. Zur Geschichte eines sozial vernetzenden Sprechakttyps* mit einer besonderen Grußform, nämlich dem "Grüßen von oder an Dritte(n)" (288) auseinander. Sie interessiert sich dabei sowohl für die Form und Funktion dieser in der Forschung der schriftlichen Korrespondenz vernachlässigten Form der Beziehungsgestaltung als auch für ihre historisch-diachrone Entwicklung. Grüße von oder an Dritte(n) seien "[...] zeitüberdauernd als Bekundung des Denkens an und des Sich-verbunden-Fühlens mit jemandem [...]" (291). zu bestimmen. Durch Grüße von oder an Dritte(n) lasse sich nicht nur auf die Beziehung zwischen den unmittelbaren Kommunikationspartnern, sondern auch auf die Beziehung zwischen Produzent/Empfänger und jeweiligen dritten Parteien, also auf ein soziales Netz schließen. Grundlage der Untersuchung bildet ein Korpus von 911 Original-Geschäfts- und Privatbriefen und 1121 Musterbriefen aus Briefstellern (ebenfalls geschäftlich und

privat), über den Zeitraum 1820–1999. Die Betrachtung der diachronen Entwicklung der triadischen Grüße bezieht sich hauptsächlich auf die Privatbriefe. Dabei zeigt Schröter anhand einer diachronen Übersicht über die originalen Privatbriefe, dass Grüße von oder an Dritte(n) im 19. Jahrhundert noch in rund einem Drittel der Briefe vorkommen, während ihr Vorkommen ab der Jahrhundertwende bis in die Gegenwart stetig abnimmt. Schröter sieht einen der Gründe der Abnahme der triadischen Grußform in der medialen Entwicklung des 20. Jahrhunderts (Telegrafie und Telefonie), welche die schnelle und direkte Kontaktaufnahme ermögliche und somit die Übermittlung von Grüßen weniger notwendig mache. Interessant sind Schröters kulturlinguistische Überlegungen zur ermittelten diachronen Entwicklung. So stellt sie die Hypothese auf, dass sich die Abnahme des Grußes von oder an Dritte(n) als Hinweis auf eine Veränderung der "kulturellen Vorstellungen von der Verbindung zwischen Individuum und Gemeinschaft" (304) lesen lässt. Kommunikationspartner repräsentieren sich nicht mehr als Teil und Medium eines (familiären) sozialen Netzes, sondern als "soziale Solitäre" (306), deren "gemeinsamen Beziehungen zu anderen in der Kommunikation nicht von Belang sind (und sein sollen)" (306).

Ebenfalls mit Briefen des 19. und 20. Jahrhunderts beschäftigt sich Klaas-Hinrich Ehler in seinem Beitrag *Selbstbezeichnungen in Briefen des 19. und 20. Jahrhunderts. Ein Kommunikationsproblem aus der Sicht zeitgenössischer Briefsteller und Sprachratgeber*. Mit seinem Blick auf Formen der Selbstbezeichnung in Briefen greift Ehler ein Problem auf, das laut ihm in der Anrede- und Höflichkeitsforschung bisher wenig Beachtung geschenkt wurde. Auch Ehler nimmt eine diachrone Perspektive ein, indem er anhand von Sekundärquellen – insgesamt 41 Sprachratgeberpublikationen – die Entwicklung von Selbstbezeichnungen in deutschen Briefen untersucht. Ehler thematisiert unter anderem die sogenannte "Unterschrift" (314), die sich nicht wie im heutigen Sinne verstanden lediglich auf die Namensnennung des Absenders bezieht, sondern ein Gefüge aus Anrede, Selbstbezeichnung durch Attribute und Nomen sowie der Namensnennung des Absenders darstellt. Dabei zeigt sich gerade in den selbstzuweisenden Attributen und Nomen (z.B. gehorsamster Diener) eine "relationale Semantik" (315), welche die Beziehung zwischen zwei Kommunikationspartnern in vertikaler Hinsicht (Macht und Status) sprachlich anzeigt, so Ehler. Nicht nur die Semantik der statusorientierten Selbstbezeichnung löst sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts auf, sondern auch die im 19. Jahrhundert noch relativ gefestigten Normen zur Positionierung des Ich-Pronomens im Brieftext. Galt im 19. Jahrhundert noch weitgehend die Regel, das *Ich* nicht an den Anfang eines Fließtextes zu stellen, löst sich diese Regel im Verlaufe des 20. Jahrhunderts auf. Insgesamt stellt Ehler eine Entwicklung fest, die weg von der Markierung von Statusunterschieden hin zum Ideal eines Briefstils verläuft, dessen Fokus auf der Entfaltung von Persönlichkeit und Individuum liegt.

Wie schon Damaris Nübling untersucht auch Matthias Schulz in seinem Beitrag *"Sie nennen sich 'Hase' oder 'Bärchen'." Zur Veränderung der Kosenamen im 19./20. Jahrhundert* den Gebrauch von Kosenamen im Deutschen, jedoch aus einer diachronen Perspektive. Für seinen Beitrag wählt Schulz einen lexikographischen Zugang, indem er das Grimmsche Wörterbuch auf Kosenamen hin absucht. Die Suche ergibt eine Summe von insgesamt 77 Lexemen, die als Kosenamen markiert sind und darauffolgend genauer untersucht werden. Schulz ver-

gleicht darauf die 10 häufigsten Kosenamen der Gegenwart mit den Belegen aus dem Grimmschen Wörterbuch und anderer Quellen des 19. Jahrhunderts und stellt dabei fest, dass sich mit einer Ausnahme die aktuellen Kosenamen auch in den historischen Texten auffinden lassen. Auch die Motive beispielsweise aus dem Tierbereich (Mäuschen) oder menschliche Körperteile (Schnäuzchen) seien mit jenen der Gegenwartssprache vergleichbar. Interessant scheint dabei vor allem die Frage der kulturellen und geschlechterspezifischen Ausprägung von Kosennamen, die Schulz erwähnt, der er jedoch in seinem Artikel nicht vertiefend nachgeht.

Mit ihrem Beitrag *Beziehungskonstitutive Gattungen. Soziale Vergemeinschaftung am Beispiel von Stammbüchern des 17. Und 18. Jahrhunderts* widmet sich Susanne Tienken der wenig bekannten kommunikativen Gattung der Stammbücher. Ihre Betrachtungen basieren auf den grundlegenden phänomenologischen Überlegungen von Alfred Schütz, demzufolge menschliches Verhalten grundsätzlich relational aufzufassen ist, auf ein Gegenüber gerichtet und somit soziales Handeln ist und dabei Beziehungsarbeit immer schon miteinschließt. Das Konzept der kommunikativen Gattung will sie dabei nicht lediglich als Lösung von Problemen verstanden wissen, sondern ebenso als "Mittel der Vergemeinschaftung und Herstellung von Beziehung" (364). Auf den Mitteln der Beziehungskonstitution liegt dann auch der Fokus der Analyse der Stammbucheinträge. Tienken unterscheidet sogenannte vertikalisierte von horizontalisierenden Stammbüchern. Vertikalisierte Stammbücher enthalten Einträge von Personen höheren Ranges. Als Beispiel wird ein Eintrag von J.W. Goethe in das Stammbuch eines Studienreisenden herangezogen und dabei aufgezeigt, wie sich die reziprok hergestellte Beziehung zwischen Personen unterschiedlichen Ranges und Status im Eintrag manifestiert. Tienken weist darauf hin, dass die Bitte um Einträge in das Stammbuch mitunter als konventionelle Form der Gesprächsbeendigung fungiert, die gerade bei eher harzig verlaufenden Gesprächen wie dem Gespräch zwischen dem Studierenden und Goethe als Mittel der wechselseitigen Gesichtswahrung fungieren könnte. Obwohl noch ein zweites Beispiel angeführt wird, das diese Annahme ebenfalls unterstreicht, bleibt unklar, welcher Stellenwert diesem Befund beikommt und inwiefern sich dieses Element auf Stammbucheinträge generell übertragen lässt. Als Beispiel für horizontalisierende Stammbücher greift Tienken auf die im 18. Jh. häufiger auftretenden Studentenstammbücher zurück, die meistens zwischen Personen gleichen Ranges und Status herumgereicht werden und laut Tienken als konstitutives Mittel der Freundschaftsbeziehung zu betrachten sind. Anhand eines ausgewählten Studentenstammbuchs werden sprachliche Mittel der Konstitution von Freundschaftsbeziehung aufgezeigt, wobei vor allem der Unterhaltungswert durch sprachlichen Witz und sexuelle Anspielungen als wesentliches Merkmal der Art von Vergemeinschaftung unter Studenten hervorgehoben werden.

Historisch noch ein Stück weiter zurück liegt der Untersuchungsgegenstand von Anja Lobenstein-Reichmann in ihrem Artikel *Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen*. Darin stellt sie zunächst die grundlegende Frage, was Beziehung sei und konstatiert, dass es sich um eine "Relation zwischen zwei Größen" (388) handle, wobei diese Relation zwischen Personen, aber auch zwischen Personen und Sachverhalten sowie zwischen Sachverhalten selbst bestehen könne. Nebst dem konstitutiven Element der Reziprozität nennt die Autorin die Geschichtlichkeit von Beziehung als zweiten zentralen Aspekt. Beziehungsgestal-

tung findet in der verbalen und nonverbalen Kommunikation zwischen Menschen statt. Diese ist stets kontextuell verankert und beruht auf spezifischen Wissens- und Erfahrungsbeständen sowie Erwartungshaltungen der beteiligten Personen. Was Beziehung ist, wie Beziehung verstanden wird und wie die Beziehungs-gestaltung aussieht, ist somit stets abhängig von historischen Gegebenheiten, deren Variation und Veränderung. Ausgehend von einer Art Typologie von Beziehung (intra-, inter- und transpersonelle Beziehung) legt die Autorin in einem weiteren Schritt den Fokus auf den Beziehungsbegriff im Frühneuhochdeutschen. Dabei weist der Beziehungsbegriff im Frnhd. ein gegenüber heutiger Verwendung geringes Bedeutungsspektrum auf, da sich der Begriff lediglich auf die eheliche Verbindung zwischen Personen und auf den Spanndienst (Frondienst) bezieht, so Lobenstein-Reichmann. Das begrenzte Bedeutungsspektrum führt die Autorin zur Suche nach Bezeichnungen, welche "die vermeintliche Breite des semasiologi-schen Feldes des modernen Wortes *Beziehung* damals abgedeckt haben könnten" (396). Darauffolgend werden die frnhd. Wörter *heimlichkeit*, *correspondenz*, *gesel-schaft*, *gemeinschaft* und *kundschaft* einer näheren Analyse unterzogen, die ersichtlich macht, dass alle diese Wörter Beziehungsbezogenheit zum Ausdruck bringen, indem sie auf räumliche und soziale Nähe zwischen Personen abzielen. Erhellend sind die Analysen der beiden frnhd. Wörter *freundschaft* und *verwand-schaft*, weil hier die im Vergleich mit Heute unterschiedliche Verwendung dieser Wörter ersichtlich wird. *Verwandschaft* im frnhd. bedeutet nicht etwa nur die Blutverwandschaft, sondern beinhaltet im Wortfeld auch Wörter wie *gesipschaft* und *freunschaft*.

Aus diesen Betrachtungen zieht die Autorin die Schlussfolgerung, dass eine Sprachgeschichte als Beziehungsgeschichte "gesamtwortschatzbezogene Unters-uchungen" (410) notwendig mache, weil sprachliche Ausdrücke als polysem und nicht als monosem zu betrachten seien. Ebenfalls seien Bedeutungserläuterungen an jeweilige Trägergruppen und -schichten zu knüpfen. Ein weiterer Fokus müsste auf dem Aspekt der Mündlichkeit liegen, da sich etwa die Kommunikation im Bereich des Rechts vor allem mündlich und nicht wie heute schriftlich zugetragen hätte.

Eine für die Linguistik interessante Frage bearbeitet zum Schluss des Bandes die Historikerin Francisca Loetz in ihrem Beitrag *Beziehungsprobleme. Eine Historikerin interpretiert frühneuzeitliche Ehegerichtsakten*. Anhand der Quellen ehelicher Gerichtsakten zeigt sie Probleme und Möglichkeiten auf, die bei einer Rekonstruktion von Beziehungswirklichkeiten auf der Grundlage historisch-sprachlicher Quellen entstehen. Anhand des von einer Ehefrau in der Rolle der Klägerin verwendeten Wortes *buhlen* in einem Gerichtsfall vor dem Ehegericht in Zürich im Jahre 1529 zeigt die Autorin auf, dass lexikographische Zugänge zu den Sprachdaten nicht nur hilfreich, sondern auch notwendig sind, um historische Wirklichkeit rekonstruieren zu können. Gleichzeitig macht Loetz darauf aufmerk-sam, dass mit einer lexikologischen Analyse zwar die Semantik der Sprachver-wendung erörtert werden kann, dass damit aber noch nichts über den Quellenwert in Hinblick auf das Ziel einer Rekonstruktion von Beziehungswirklichkeit gesagt ist. Um dahin zu gelangen, sind laut der Autorin die Quellen "[...] als verschrift-liche [sic!], rechtlich geprägte Produkte von Sprechhandlungen auf[zu]fasse[n]" (438). Dabei sind weniger sprachliche Oberflächenmerkmale dieser Sprechhand-lungen ausschlaggebend als vielmehr der argumentative Zusammenhang, in dem

diese stehen, sowie die spezifische Situation und die Produktionsbedingungen, unter denen sie versprachlicht werden. Hier zeigt sich, dass die Zusammenarbeit einer pragmatisch orientierten Linguistik und einer sprachhandlungsbezogenen Geschichte durchaus gewinnbringend sein kann. Als Schnittpunkt erwähnt die Autorin die Untersuchung des Verhältnisses von Gesetzessprache und Alltagssprache, fordert jedoch, dass Linguisten hierfür "[...] den Weg ins Archiv stärker einschlagen als bisher" (439). Hier dürfte man der Autorin entgegenhalten, dass sich mit dem Bereich der historischen Pragmatik und der historischen Dialoganalyse durchaus ein quellenkritisches Bewusstsein in der Linguistik durchgesetzt hat. Auch einer historischen Pragmatik/Dialoganalyse geht es weniger um sprachliche 'Realitäten' im Sinne von einzelnen sprachlichen Ereignissen als vielmehr um dahinterliegende sprachlich-kommunikative Normen und Konventionen (vgl. unter anderem Kilian 2005).

Fazit

Der Band stellt eindrücklich die Vielschichtigkeit und Komplexität der Forschung im Schnittfeld von Sprache und Beziehung dar. Die einzelnen Fokuspunkte und Zugänge stärker als bisher unter ein gemeinsames Forschungsparadigma zu bringen, scheint sinnvoll und gewinnbringend. Die Beiträge im Band zeigen deutlich auf, dass dem Beziehungsaspekt bei der Erforschung von Sprache stets ein zentraler Stellenwert beizumessen ist und dass dieser folglich in allen linguistischen Teildisziplinen stärker als bisher berücksichtigt werden sollte. Deutlich erkennbar werden indes auch die Probleme, die sich bei der Definition und Abgrenzung eines Forschungsfeldes Sprache und Beziehung stellen. Wenn "[...] alle Merkmale einer sprachlichen Äußerung für die Untersuchung der Wechselwirkung von Sprache und Beziehung bedeutungsvoll sein [können]" (19), wie die Herausgeberinnen vorgängig festhalten, stellt sich zwingend die Frage, wie sich bedeutungsvolle von nicht oder weniger bedeutungsvollen Merkmalen sinnvoll abgrenzen lassen. Themen wie etwa jene der Anredeforschung sind zweifelsohne relevante Phänomene für die Erforschung von Sprache und Beziehung. Beziehung ist jedoch – auch nach der Auffassung der Herausgeberinnen und vieler AutorInnen des Bandes – etwas Dynamisches, das in der Kommunikation zwischen Interaktanten unmittelbar entsteht und sich im Verlauf von Kommunikationsprozessen (Minuten, Stunden, Tagen, Jahren) verändern kann und häufig auch verändert. Um sich dieser Komplexität und Dynamik der Beziehungskonstitution *in der* und *durch die* Sprache wissenschaftlich fundiert anzunähern, bräuchte es Untersuchungen, die sich stärker als bisher auch mit grundsätzlichen theoretisch-methodischen Fragen zur Operationalisierbarkeit linguistischer Kategorien für die Beschreibung von Beziehungsdynamiken befassen. Eine kritische, theoretisch-methodische Diskussion findet in den meisten Beiträgen des Bandes nicht oder nur am Rande statt. Sie ist jedoch unerlässlich, nicht nur, um das Forschungsfeld überhaupt sinnvoll einzugrenzen, sondern auch, um den Gegenstand *Sprache und Beziehung* über die Linguistik hinaus für Nachbarsdisziplinen wie die Geschichte oder die Psychologie zu öffnen und für neue Fragestellungen, Zugänge und Methoden überhaupt anschlussfähig zu machen.

Literatur

- Adamzik, Kirsten (1984): Sprachliches Handeln und sozialer Kontakt. Zur Integration der Kategorie 'Beziehungsaspekt' in eine sprechakttheoretische Beschreibung des Deutschen. Tübingen: Narr.
- Gruber, Helmut (1996): Streitgespräche. Zur Pragmatik einer Diskursform. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Günthner, Susanne (2000): Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion. Grammatische, prosodische, rhetorisch-stilistische und interaktive Verfahren bei der Konstitution kommunikativer Muster und Gattungen. Tübingen: Niemeyer.
- Holly, Werner (1979): Imagearbeit in Gesprächen. Zur linguistischen Beschreibung des Beziehungsaspekts. Tübingen: Niemeyer.
- Holly, Werner (2001): Beziehungsmanagement und Imagearbeit. In: Brinker, Klaus / Antos, Gerd / Heinemann, Wolfgang / Sager, Sven F. (Hg.), Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 2. Halbband. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 1382-1393.
- Jackson, Jane (2012): The Routledge Handbook of Language and Intercultural Communication. New York: Routledge.
- Kilian, Jörg (2002): Lehrgespräch und Sprachgeschichte. Untersuchungen zur historischen Dialogforschung. Tübingen: Niemeyer.
- Kotthoff, Helga / Spencer-Oatey, Helen (eds.) (2008): Handbook of Intercultural Communication. Berlin: de Gruyter.
- Peräkylä, Anssi / Antaki, Charles / Vehviläinen, Sanna / Leudar, Ivan (eds.) (2008): Conversation Analysis and Psychotherapy. Cambridge: Cambridge University Press.
- Pick, Ina (Hg.) (2017): Beraten in Interaktion. Eine gesprächslinguistische Typologie des Beratens. Bern u.a.: Peter Lang.
- Sager, Sven F. (1981): Linguistische Untersuchungen zum Zusammenhang von sprachlicher Kommunikation und zwischenmenschlicher Beziehung. Tübingen: Niemeyer.
- Stewart, Katherine A. / Maxwell, Madeline M. (2010): Storied Conflict Talk: narrative Construction in Mediation.
- Watzlawick, Paul / Beavin, Janet / Jackson, Don (2000) [1967]: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Zehnte, unveränderte Aufl. Bern u.a.: Hans Huber.

Dr. Oliver Winkler
Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften
Language Competence Center
Forschungs- und Arbeitsbereich Sprachkompetenz und Wissensvermittlung
Theaterstrasse 17
8400 Winterthur

wino@zhaw.ch

Veröffentlicht am 16.1.2019

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.